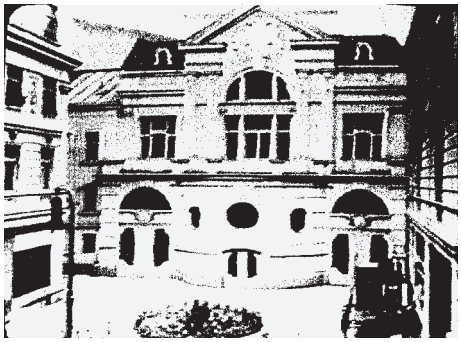
Erinnerungszeichen für das Theater des Jüdischen Kulturbundes

Susanne Ahner 1990



Erinnerungszeichen für das Theater des Jüdischen Kulturbundes

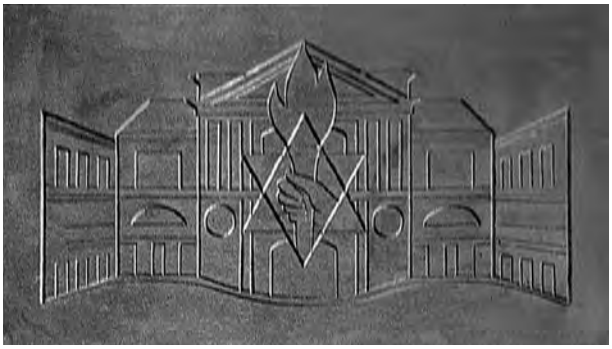
Am bezeichneten Ort, wo 1935 -1941 das Theater des Jüdischen Kulturbundes war, sind heute Wohnungsbauten der 1950er Jahre.

Hier steht eine Granitstele mit Giebel auf einer hellen Kiesfläche.

Eine gegossene Stahlplatte mit Inschrift und einer bildlichen Darstellung der Kulturbundbühne führt am Boden an den Gehweg heran.
Die äußere Form der vierteiligen Granitstele ist rauh belassen, nur in den Mittelteil ist ein schmaler polierter Spalt eingearbeitet.
Die helle, leicht elliptische Fläche faßt die Anlage zusammen und vermittelt den Eindruck von Licht.
Der lange "Schatten" des Steins bringt die historischen Fakten zum Betrachter und stellt eine Verbindung zur Gegenwart her.

In Kenntnis der historischen Ereignisse erscheint die kleine Anlage "in einem anderen Licht", Zusammenhänge und Assoziationen tun sich auf. Konzept und Gestaltung beinhalten Elemente des Theaters ebenso wie die Ambivalenz der Kulturbundarbeit und die bedrohliche Situation jüdischen Lebens im Nationalsozialismus.

Kommandantenstraße 57 in Berlin-Kreuzberg, Auftrag des Kunstamtes Kreuzberg von Berlin im Kreuzberger Antifaschistischen Gedenktafelprogramm 1990.
Stele aus hellem Epprechtstein-Granit, 200 x 40 x 80 cm, grob bossiert mit eingearbeitetem, poliertem Spalt; elliptische Fläche aus weißem Marmorkies, Schrift- und Relieftafel aus Eisenguß 80 x 300 cm.



oben:
Detail der fertigen Eisengußplatte mit dem Emblem der Kulturbundbühne als Reliefzeichnung und eine Nahaufnahme der Schrift.

rechts: Modell für den Guß der vierteiligen Platte, 300 x 80 cm

HIER befand sich 1935 - 1941 das
THEATER DES JÜDISCHEN KULTURBUNDES
Gezwungen durch das Berufsverbot, gründeten die Juden in Deutschland diese Selbsthilfeorganisation mit eigenen Orchestern und Ensembles für Oper und Operette, Schauspiel und Konzert.
Die NAZI-BEHÖRDEN mißbrauchten den Kulturbund zur
ÜBERWACHUNG
der jüdischen Künstler und ihres Publikums, das nur aus Juden bestehen durfte.
1941 wurde der Kulturbund
VERBOTEN.
Fast alle, die hier arbeiteten, wurden in Konzentrationslagern
ERMORDET.

„Vorhang auf – die Juden haben Theater zu spielen!"

DAS THEATER DES JÜDISCHEN KULTURBUNDES IN BERLIN

Eine der ersten Anordnungen des Nazi-Regimes war im April 1933 die Verhängung des Berufsverbotes gegen Juden und Jüdinnen im Staatsdienst. Von einem Tag auf den anderen entließen auch zahlreiche deutsche Theater und Opernhäuser, Orchester und Filmgesellschaften tausende jüdischer Künstler und Künstlerinnen, Schauspieler, Musiker und Regisseure. Im Juni gründeten der Neurologe Kurt Singer, der auch den Berliner Ärztechor leitete und stellvertretender Intendant der Städtischen Oper in Charlottenburg war, der Theaterkritiker Julius Bab und der Regisseur Kurt Baumann den ‚Kulturbund Deutscher Juden e. V.' und planten den Aufbau eigener Ensembles für Schauspiel, Oper und Operette, eines Chors und eines Orchesters. Den Kulturbund sahen sie in erster Linie als eine Selbsthilfeorganisation, um den entlassenen Künstlern und Künstlerinnen eine neue Arbeitsmöglichkeit zu bieten.

Der Leiter des Kulturbundes, Kurt Singer, als Dirigent eines Konzertes, 1936. Bildarchiv Abraham Pisarek

Im Reichspropagandaministerium stießen sie zunächst auf Ablehnung, weil eine Organisation, mit der die verfolgten Juden sich gegen ihren Ausschluß aus dem kulturellen Leben zur Wehr setzten, mit der antisemitistischen Kulturpolitik nicht vereinbar zu sein schien. Doch schließlich genehmigte die Nazi-Führung des Ministeriums, den Kulturbund in der Absicht, ihn zu einem Instrument rassistischer Politik zu machen. Seine kulturelle Tätigkeit sollte als Beweis für die behauptete Verschiedenheit, ja Unvereinbarkeit einer „deutschen" und einer „jüdischen" Kultur herhalten. Hinter der Duldung des Kulturbundes verbirgt sich das Interesse der Nazis, das kulturelle Leben der Juden zu kontrollieren, in ein Ghetto zu sperren und die Juden zu zwingen, zu ihrer Unterdrückung und Verfolgung selbst die Begleitmusik zu spielen. Das Reichspropagandaministerium richtete ein Referat zur *„Überwachung der geistig und kulturell tätigen Juden im deutschen Reichsgebiet"* ein. Dessen Leitung übernahm Hans Hinkel.

„Arm wie eine Kirchenmaus" – Aufführung des Theaters des Kulturbundes im August 1938 mit Alfred Berliner und Camilla Eisner-Spira in den Hauptrollen. Bildarchiv Abraham Pisarek

Der Kulturbund mietete das ‚Berliner Theater' in der Charlottenstraße. Zur Eröffnung am 1. Oktober 1933 wurde Lessings ‚Nathan der Weise' in einer Inszenierung von Carl Loewenberg gegeben. Singer war Intendant des Kulturbundes, Werner Lewie Verbandssekretär. Ab 1936 bildeten Singer, Benno Cohn und Max Wiener das Direktorium. Fritz Jessner leitete das Schauspiel – ab 1936 Fritz Wisten –, Josef Rosenstock das Orchester – später Hans Wilhelm Sternberg und Rudolf Schwarz –, Berthold Sander den Chor und Max Ehrlich die Kleinkunstbühne. Ende 1933 zählte der Kulturbund in Berlin schon fast 20 000 Mitglieder, die gegen einen monatlichen Beitrag wie in einer Volksbühne jeweils zwei Veranstaltungen besuchen konnten. Auf dem Programm standen neben anspruchsvollen und leichten Theaterstücken, Opern, Revuen und Konzerte.

1935 entschied der Berliner Magistrat, das Theater in der Charlottenstraße abreißen zu lassen und an seiner Stelle eine Großgarage zu errichten. Die Ensembles und die Verwaltung des Kulturbundes mußten umziehen und fanden in der damals leerstehenden ‚Herrenfeld-Bühne' in der Kommandantenstraße, einem ehemaligen Jargon-Theater, ein neues Haus. Das Theater lag im Innenhof des Gebäudes und war auch von der Stallschreiberstraße aus zu erreichen. Eröffnet wurde dort am 2. Oktober 1935 mit einem Stück von Hebbel.

Die Jahre bis 1938 waren geprägt von zunehmender Reglementierung und Zentralisierung der Arbeitsmöglichkeiten für jüdische Künstler und Künstlerinnen in Deutschland. Hinkel, der Kommissar im Propagandaministerium, überprüfte sämtliche aufzuführende Texte und Kompositionen. Zunächst verbot er dem Kulturbund *„rote"* und *„der Greuelpropaganda im Ausland verdächtige"* emigrierte Schriftsteller, 1935 außerdem Schiller und die deutsche Romantik, 1936 Goethe und die deutsche Klassik, bald darauf überhaupt alle *„deutschen"* Autoren. Ähnliche Zensurmaßnahmen verhängte er gegen Musikdarbietungen und gegen Filme, die inzwischen regelmäßig in einem Nebenraum des Theaters gezeigt wurden. Im April 1935 wurde der Kulturbund zur Gründung eines Reichsverbandes aufgefordert, in dem die zahlreichen nach dem Berliner Vorbild gegründeten Vereine in anderen Städten zusammengefaßt werden sollten. Die offizielle Bezeichnung mußte nun ‚Jüdischer Kulturbund' lauten, weil nach den rassistischen Definitionen des NS-Staats ein deutscher Jude nicht mehr Deutscher war. Alle jüdischen Kulturorganisationen außer den Gemeinden und den Schulen mußten sich dem Reichsverband anschließen, alle jüdischen Künstler und Künstlerinnen mußten ebenso dessen Mitglieder sein – 1936 waren es 2500 – wie alle Besucher und Besucherinnen – 1936 im Reichsgebiet 70 000. Das bedeutete auch, daß Nichtjuden der Besuch von Kulturbundveranstaltungen nicht gestattet war – mit Ausnahme der Gestapo. Der Reichsverband, der fortan die Programme aller Kulturbünde der Zensurstelle Hinkel zur Genehmigung vorlegen mußte, hatte seine Räume neben

Auszug aus: Dokumentation Kreuzberger Antifaschistisches Gedenktafelprogramm 1985 - 1990 mit Gedenkzeichen an den Orten des Jüdischen Kultur- und Gemeindelebens vor 1941, herausgegeben vom Kunstamt Berlin-Kreuzberg 1990

dem Theater, in der Stallschreiberstraße 44. Im selben Haus eröffnete der Berliner Kulturbund im Februar 1936 ein Theater der jüdischen Schulen, weil – wie es hieß – die musische Erziehung der jüdischen Jugend wegen der Verfolgung und der Vorbereitung auf eine mögliche Emigration im täglichen Unterricht zu kurz komme.

Jeder Schritt, den die Nazis von der Entrechtung zur Vernichtung der Juden unternahmen, drängte den Mitgliedern des Kulturbundes die Frage auf, ob ihre Arbeit noch mehr sei als ein Alibi, welches das Regime vor allem gegenüber dem Ausland propagandistisch ausnutzen konnte, denn mehrfach präsentierte die NS-Führung ausländischen Besuchern Berlins das Kulturbundtheater als Musterbeispiel ihrer ‚Judenpolitik'. Die äußerst labile Position des Kulturbundes zwischen Selbsthilfe und Überwachung durch den NS-Staat wurde zunehmend bedroht. Doch immer entschied der Kulturbund – und dabei drängte vor allem Kurt Singer – für die Fortsetzung der Arbeit, nicht zur Beruhigung, sondern zur Stärkung der von ihrer Umwelt angefeindeten Juden. Für sie waren die Theater- und Konzertabende des Kulturbundes eine der wenigen verbliebenen Möglichkeiten, um aus der sozialen Isolation am Arbeitsplatz und in der Wohngegend herauszukommen, und für die jüdischen Künstler und Künstlerinnen, die sich nicht zu einer Auswanderung entschließen konnten, blieb der Kulturbund die einzige Möglichkeit, um in ihren Berufen zu arbeiten.

In der Progromnacht am 9. November 1938 ließ das Propagandaministerium das Theater in der Kommandantenstraße vor der geschürten Zerstörungswut schützen. Noch am Tag zuvor waren auf Hinkels Anordnung alle jüdischen Kultureinrichtungen geschlossen worden. Die Mitarbeiter des Kulturbundes hatten geglaubt, das sei das Ende der Organisation und ihre Arbeit. Doch für den Kulturbund begann erst, so schreibt der damalige Regieassistent Herbert Freeden, die *„letzte, gespenstische Epoche": „Vorhang auf – die Juden haben Theater zu spielen!"*

Ab sofort war es Juden und Jüdinnen in Deutschland untersagt, öffentliche Theater, Konzertsäle, Kinos, Kabaretts, Lesehallen, Museen, Ausstellungen, Vergnügungsstätten, Sportplätze oder Badeanstalten zu betreten. Aber am 12. November teilte Hinkel dem Direktorium des Kulturbundes unter Leitung von Werner Lewie – Singer war zu der Zeit auf einer Reise in den USA – den Wunsch des Ministeriums mit, daß der Kulturbund seinen Spielbetrieb unverzüglich wieder aufnehme. Lewie antwortete, ohne die in der Pogromnacht Verhafteten und in Konzentrationslager Verschleppten sei das nicht möglich, und er erreichte, daß in kürzester Frist mehr als 120 Mitarbeiter des Kulturbundes aus den KZ's entlassen wurden. Das Theater eröffnete nach wenigen Tagen mit einer Posse aus dem Studentenmilieu. Herbert Freeden über die Premiere:

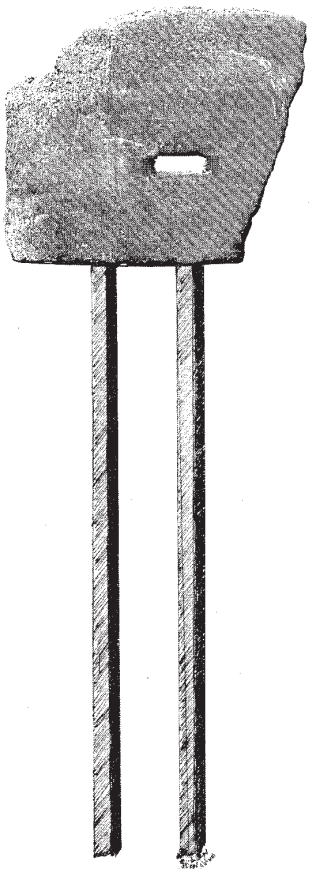
„Die Portale des Theaters in der Kommandantenstraße waren weit geöffnet. Das Halbrund des Parketts und Ranges strahlte im alten Glanz. Die Kronen an der Decke leuchteten auf, und Platzanweiserinnen in schmucken Uniformen standen im Foyer und auf den roten Teppichen, die zu den Logen führten. Zu Hause warteten Frauen auf Nachricht von ihren verschleppten Männern und Söhnen; zu Hause saßen Menschen auf den Trümmern ihrer Existenz – und hier im jüdischen Theater gingen auf Befehl die Lichter wieder an. Die Routine des Betriebes ließ kaum einen Unterschied gegenüber einer ‚normalen' Vorstellung erkennen. ... Trotzdem war etwas da, das die unheimliche Spannung verriet: die Stille in den sonst so lauten Ankleideräumen. Niemand lachte, niemand schimpfte. Hatte jemand etwas zu sagen, so sagte er es im Flüsterton. Nur wenige Besucher waren gekommen, meistens Frauen und alte Leute – und natürlich drei Männer, Aktenmappen unterm Arm, die unabweisliche Delegation der Gestapo.

Schließlich ging der Vorhang auf, und das Lampenlicht zeigte den Salon einer schottischen Studentenpension, mit einem Kamin, in dem ein gemütliches Feuer flackerte. Am Anfang zitterten die Stimmen der Schauspieler ein wenig, als die Scheinwerfer ihre Gesichter er-

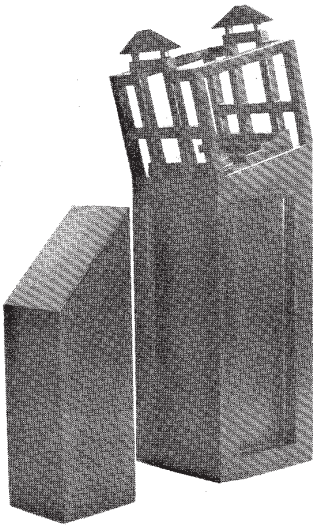
Die Kulturbundbühne
Foto aus dem Film „Es waren wirklich Sternstunden" von Heryk M. Broder und Eike Geisel, SFB und Bayrischer Rundfunk

Literatur u. a.:
Herbert Freeden, Jüdisches Theater in Nazideutschland, Tübingen 1964.
Eike Geisel, Zwangsvorstellung – November 1938. Das Theater des „Jüdischen Kulturbundes" in Berlin. Kommentierte Dokumente, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart, Jb. 1988, 105–132.

Wettbewerbsbeitrag von Rüdiger Preisler



Wettbewerbsbeitrag von Hermann Zwerger



hellten, aber bald erfaßte sie die Magie der Bühne, und sie spielten einen Sektrausch nach einer Ballnacht. Das Grammophon schnarrte einen Rumba, sie lachten und tanzten – in ihrer Welt des Scheines und Gaukelspiels, eine Woche nach dem Pogrom."

Im Kino des Kulturbundes ließ wenige Wochen, nachdem in Deutschland die Synagogen in Brand gesteckt worden waren, der amerikanische Spielfilm ‚Chicago'. Die einzige zu dieser Zeit noch genehmigte jüdische Zeitung Deutschlands, das ‚Jüdische Nachrichtenblatt' in Berlin, berichtete mit deutlichen Anspielungen über die Vorführung: *„Eine Stadt steht in Flammen, und die Feuerwehr schaut untätig zu. Alle Schläuche sind angelegt, die Leitern sind ausgerichtet, die Spritzen stehen in Bereitschaft, aber keine Hand rührt sich sie zu bedienen. Die Männer harren der Kommandos, aber kein Kommando wird laut. Erst als die Stadt niedergebrannt ist und in Schutt und Asche liegt, ergeht ein Befehl. Die Feuerwehr fährt nach Hause. Böswillige Erfindung? Ein häßliches Märchen? Nein. Die Wahrheit. Und in Hollywood hat sie sich zugetragen ..."* (zit. nach Freeden, 151).

Bis zum Kriegsbeginn konnte der Kulturbund den Betrieb von Theater, Kino und Kleinkunstbühne aufrechterhalten, auch wenn immer mehr Mitglieder der Ensembles aus Deutschland flüchteten, solange es noch möglich war. Am 1. September 1939 wurde das Theater geschlossen. Vereinzelte Aufführungen fanden nur noch im Wechsel mit Kino, Konzerten und Kleinkunstdarbietungen in einem kleinen benachbarten Saal oder in anderen erhaltenen Räumen der Jüdischen Gemeinde statt. Am 11. September 1941 wurde der Jüdische Kulturbund verboten, das Eigentum konfisziert, die zurückgebliebenen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wurden verhaftet und in Konzentrationslager deportiert. Den früheren Intendanten Kurt Singer nahm die Gestapo in Holland gefangen. Auch er wurde im KZ ermordet. Werner Lewie starb einen Monat nach der Befreiung an den Folgen der KZ-Haft. Fritz Wisten, der Regisseur, und Alfred Berliner, einer der Schauspieler des Kulturbundes, überlebten im Untergrund. Als im Sommer 1945 das ‚Deutsche Theater' in Berlin-Mitte mit Lessings ‚Nathan der Weise', dem gleichen Stück wie zwölf Jahre zuvor das Kulturbundtheater, eröffnet wurde, inszenierte Wisten, und Berliner war einer der Darsteller. Das Theatergebäude hatte noch ein kurzes, allerdings von ganz anderen geschriebenes Nachspiel erlebt, als ‚Theater der Soldaten', ehe es 1944 bei einem Luftangriff beschädigt wurde. Um für eine Neubausiedlung Platz zu schaffen, ließ der Bezirk Kreuzberg das Haus 1953 sprengen.

Roland Schwarz

ENGERER WETTBEWERB: GEDENKZEICHEN FÜR DAS THEATER DES JÜDISCHEN KULTURBUNDES

Bisher wurden in Kreuzberg Gedenktafelaufträge nach der jeweiligen Empfehlung der hierfür vom Volksbildungsausschuß eingesetzten Arbeitsgruppe vom Bezirksamt direkt vergeben. Um eine geeignete künstlerische Lösung zur Erinnerung an das Theater des Jüdischen Kulturbundes zu finden, entschied sich die Arbeitsgruppe in diesem Fall für die Ausschreibung eines kleinen engeren Wettbewerbs, zu dem die Künstler Susanne Ahner, Rüdiger Preisler und Hermann Zwerger eingeladen wurden. Der in Aussicht genommene, einzig mögliche und sinnvolle Standort für das Erinnerungszeichen, die kleine Grünfläche rechts neben dem Gebäude Kommandantenstraße 57, ist z. Zt. noch „belegt" durch eine Mauer mit Relieftafel, die an den ehem. Regierenden Bürgermeister Otto Suhr erinnert, nach dem die heutige Siedlung an der Kommandantenstraße benannt ist. Dieses Denkmal wird in Abstimmung mit dem Landeskonservator, der Senatskanzlei und der Grundstücksbesitzerin vom Bezirksamt Kreuzberg abgebaut und an anderer Stelle wieder aufgebaut.

Die Aufgabenstellung für die Teilnahme war die Konzipierung eines freistehenden Erinnerungszeichens für die kleine Grünfläche zwischen den Grundstücken Kommandantenstraße 55 und 57. Es soll Passanten und Anwohner darauf aufmerksam machen, daß sich an dieser Stelle ein Theatergebäude befand, dessen Geschichte in den Jahren 1935 bis 1941 eng verbunden ist mit dem Schicksal der jüdischen Kulturschaffenden und der jüdischen Bevölkerung in Berlin überhaupt. Dabei war zu berücksichtigen, daß der Jüdische Kulturbund einerseits die wichtigste Selbsthilfeorganisation jüdischer Kulturschaffenden nach ihrer Entlassung aus öffentlichen Kultureinrichtungen war, und daß er andererseits den Nazis als Instrument für die Ablenkung von den Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung und deren systematische Ausgrenzung aus dem öffentlichen Leben diente.

Als größte Mitgliederorganisation in Deutschland und Sitz der zentralen Verwaltung hatte der Kulturbund in der Kommandantenstraße weit mehr als nur lokale Bedeutung.

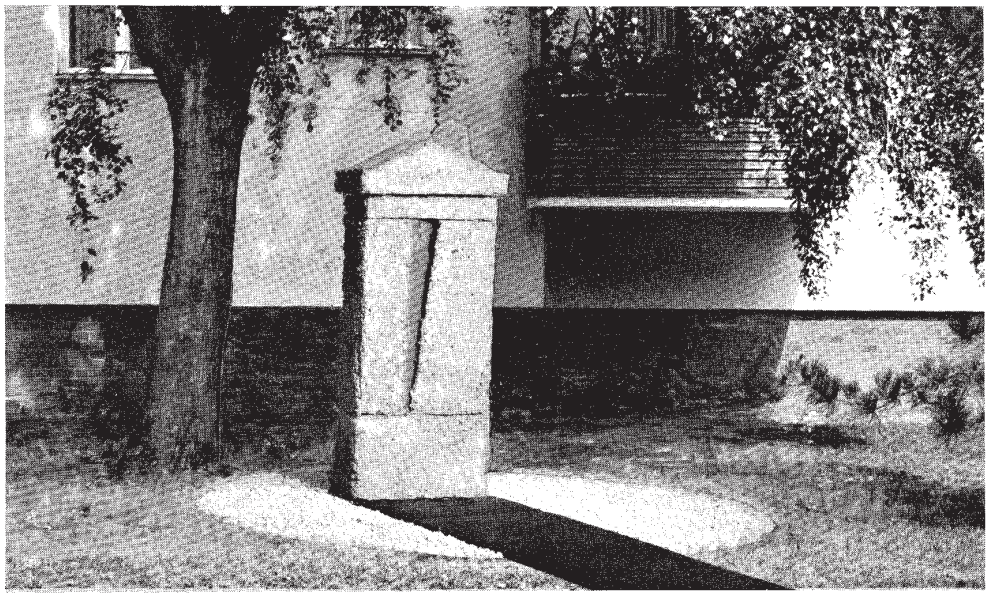
Der gestalterischen Umsetzung des Themas waren vor allem durch den engen Finanzrahmen Grenzen gesetzt, so daß von vornherein weniger an ein Mahnmal oder Denkmal gedacht wurde, sondern eher an ein Zeichen der Erinnerung.

Die Jury des Wettbewerbes setzte sich aus folgenden Personen zusammen:

Dr. Stefanie Endlich (Kunstjournalistin und Vorsitzende), Frau Dr. Bendt (Jüdisches Museum), Herr Pietschker (Anwohner und frühe-

rer Bürgermeister des Bezirks Kreuzberg), Robert Schmidt-Matt (bildender Künstler), Herr Schulte (BVV, AL-Fraktion), Herr Dr. Schulz (BVV, SPD-Fraktion), Frau Camilla Spira (ehem. Schauspielerin des Kulturbundes)
Die Entwürfe wurden von den teilnehmenden Künstlern persönlich vorgestellt:
Susanne Ahner schlug die Aufstellung einer zwei Meter hohen, vierteiligen Granitstele mit Giebel vor, in deren Mittelteil sie einen V-förmigen, polierten Spalt einarbeitet. Wie ein Schatten führt eine auf dem Boden liegende gegossene Stahlplatte von der Stele zum Gehweg (... zum Betrachter, ... zur Gegenwart). Auf ihr ist der vorgegebene Text zu sehen sowie eine Ansicht des ehem. Kulturbundtheaters. Das Erinnerungszeichen steht auf einer elliptischen hellen Schotterfläche. Durch die Farbwahl des Materials und die Information soll die Grünanlage in ein „anderes Licht" gerückt werden. Mit dieser künstlerischen Umsetzung der Aufgabe solle die Ambivalenz der Kulturbundarbeit und die Bedrohung jüdischen Lebens in der NS-Zeit überhaupt zum Ausdruck gebracht werden.
Rüdiger Preisler konzipierte ein Gedenkzeichen aus Stahl und Beton in einer Gesamthöhe von 228 cm. Er stellt ein Beton-Fundstück mit einem Sehschlitz auf die Spitzen zweier senkrecht in die Höhe ragender Stahlträger. Diese Skulptur wird in ein Beton-Podest eingelassen, zu dem eine Rampe führt. In die Beton-Rampe ist mittig die Texttafel aus Aluminium eingelassen, die sowohl den vorgegebenen Informationstext als auch einen lyrischen Text zum Thema der Skulptur vom Bildhauer selbst enthält. Neben anderen assoziativen Bezügen sei die Skulptur ein Symbol für den auf das Wesentliche reduzierten Menschen, vor und hinter den man sich im wörtlichen Sinne stellen kann, „eine Figur wie ein Zeitzeuge".
Das von Hermann Zwerger konzipierte Erinnerungszeichen besteht aus zwei Teilen: Eine auf einen quaderförmigen Sockel mit abgeschrägter Oberfläche montierte – auf schlichte geometrische Formen reduzierte – Miniatur des Kulturbundtheaters und ein davor postierter Sockel als Träger für die Gedenktafel (Höhe: 180 und 130 cm). Das Material für beide Teile ist verschweißtes Stahlblech mit Ausnahme der aus Bronzeblech hergestellten Gedenktafel mit dem eingravierten vorgegebenen Text, die auf die abgeschrägte Oberfläche des Sockels montiert ist. Die von ihm gewählte Form der Darstellung des „Theaters" begründete der Künstler mit der beabsichtigten Ähnlichkeit zu einem Glaskasten (der gegen das wirkliche Leben abschottet) und zu einem nach allen Seiten offenen Gefängnis.
In der Jurydiskussion betonten mehrere Mitglieder, daß sie mit den Jahren angesichts zahlreicher pathetischer und symbolträchtiger Lösungen zunehmend zurückhaltender geworden seien, ob Kunst überhaupt das adäquate Mitte sei im Umgang mit dem Thema. In allen eingereichten Entwürfen seien jedoch überzeugende künstlerische Ausdrucksformen gefunden worden. Anhand mehrerer Kriterien wie künstlerische Umsetzung des Themas, Wirkung und Informationsgehalt für den uninformierten Betrachter, proportionale und gestalterische Einbindung in die Umgebung, Interpretationsmöglichkeiten, wurden alle Entwürfe eingehend betrachtet. In der Endabstimmung wurde eine einstimmige Empfehlung für die Realisierung des Vorschlags von Susanne Ahner gegeben.

Martin Düspohl, Leonie Baumann



Ort
Kommandantenstraße 57
Künstlerin
Susanne Ahner
Text
„Hier befand sich 1935–1941 das Theater des Jüdischen Kulturbundes. Gezwungen durch das Berufsverbot gründeteten die Juden in Deutschland diese Selbsthilfeorganisation mit eigenen Orchestern und Ensembles für Oper, Operette und Schauspiel. Die Nazibehörden mißbrauchten den Kulturbund zur Überwachung der jüdischen Künstler und ihres Publikums, das nur aus Juden bestehen durfte. 1941 wurde er verboten. Fast alle, die hier arbeiteten, wurden in Konzentrationslagern ermordet."
Fotomontage
Susanne Ahner

Susanne Ahner
1960 in Bremen geboren
1979–85 Studium der Bildhauerei an der HdK Berlin
1984 Meisterschüler bei Prof. Joachim Schmettau
1985–86 Stipendium für die Cité Internationale des Arts, Paris
1986 Reisestipendium für Israel
1986–88 Atelierstipendium der Karl-Hofer-Gesellschaft, Berlin
1989 Kunstpreis der GEDOK
Verschiedene Ausstellungsbeteiligungen seit 1982

Aus: Dokumentation Kreuzberger Antifaschistisches Gedenktafelprogramm 1985 - 1990 mit Gedenkzeichen an den Orten des Jüdischen Kultur- und Gemeindelebens vor 1941, herausgegeben vom Kunstamt Berlin-Kreuzberg1990

Am Ort dieses Gedenkzeichens
von Susanne Ahner (1990)
in der Berliner Kommandantenstraße
befanden sich 1935-41 das Theater und
die Verwaltung des "Jüdischen Kulturbundes".
Die relativ kleine Granitstele
mit einem Giebel und einem schmalen
keilförmigen Spalt im Mittelteil
läßt an Haus und Theaterspiel denken
("Vorhang auf"), aber auch
an einen Grabstein (Deportationen seit 1941).
Durch eine helle Schotterfläche,
die die Stele wie ein Lichtkegel umfängt,
und eine vom Denkmal zum Betrachter führende,
wie ein Schatten wirkende Stahlplatte
mit der Inschrift werden die Assoziationen
von Theatermagie und Bedrohung vielfältig verstärkt,
aber nicht theatralisch inszeniert.
Foto: Susanne Ahner

Dr. Stefanie Endlich in Daidalos Nr. 49 "Denkmal/Monument" 1993

Kreuzberg

Gedenkzeichen für das Theater des Jüdischen Kulturbundes

Kommandantenstraße 57

Nach der Verhängung des Berufsverbotes gegen Jüdinnen und Juden im Staatsdienst wurden auch Tausende jüdischer Schauspieler, Regisseure und Musiker arbeitslos. Gewissermaßen als Selbsthilfeorganisation wurde der Jüdische Kulturbund gegründet, der den Künstlern Arbeitsmöglichkeiten und den Besuchern - binnen kurzem ausschließlich Juden, weil Nichtjuden der Besuch verboten wurde - eine der wenigen Möglichkeiten bot, noch am öffentlichen Leben teilzunehmen.

Das Theater des Jüdischen Kulturbundes und seine Verwaltung befanden sich 1935 bis 1941 in der Kreuzberger Kommandantenstraße 57, in einem zuvor als Jargon-Theater genuzten Hinterhaus. Die meisten seiner Künstler und Zuschauer wurden in Konzentrationslagern ermordet. Das durch Luftangriffe beschädigte Haus wurde 1953 gesprengt.

Seit 1990 steht hier das “Gedenkzeichen der Bildhauerin Susanne Ahner, eine kleine Granitstele mit einem Giebel und einem schmalen keilförmigen Spalt, die an Haus und Theaterspiel denken läßt (“Vorhang auf”) aber auch an einen Grabstein (Deportationen seit 1941). Eine helle Schotterfläche umfängt die Stele wie ein Lichtkegel, durchbrochen von deren Schatten mit Inschrift.

Dr. Stefanie Endlich in: Endlich/Lutz, Gedenken und Lernen an historischen Orten, Berlin 1998
Foto: Stefanie Endlich

Susanne Ahner, Berlin
www.susanne-ahner.de